

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 5

Artikel: Vater Martin
Autor: Saillens, R. / Fender, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

etwas, es ist mir gleich!» antwortete. Das wäre nur dann verzeihlich gewesen, hätte ihn dann auch das erhaltene Geschenk befriedigt. Es verging aber kein Fest, ohne dass er sich nachträglich bei seiner Frau bitter beschwerte: «Ernst hat von Mutter einen ganz prächtigen Werkzeugkasten bekommen — und ich nur die zwei langweiligen Bücher!» oder «Mir wäre die Ledermappe von Peter viel lieber gewesen als die Landkartensammlung!», worauf ihm seine Gattin ebenso regelmässig, wenn auch seufzend zur Antwort gab: «Das hättest du vorher sagen sollen, anstatt dich damit wichtig zu machen, es sei dir gleich, was du bekommst!» Immerhin sind diese Art von Wünschenden in der Minderheit.

Frauen sind im allgemeinen gute Wünscherrinnen, wenn sie nicht auf prosaischen Wegen wandeln. Sie picken im Fluge etwas in einem Schaufenster auf, das ihnen verlockend in die Augen sticht, und merken es sich für das Fest. Auch die verwöhnteste Frau hat immer noch ein Wünschlein übrig, irgendein Ding, das sie sich lieber schenken lässt, als es selbst zu kaufen.

Sicher ist, dass bunte Wünsche den Geber inspirieren, wobei ich betonen möchte, dass «nützliche» Geschenke durchaus nicht immer verpönt sind, wenn sie der Phantasie einen kleinen Spielraum lassen. Anstatt monotoner Plastik-Matten für den Frühstückstisch wünsche man sich lustige farbige Sets, anstatt dem ordentlichen Wandschoner einen gestickten dekorativen Wandbehang; sogar der früher ausgesprochen langweilige Regenschirm ist ja heute zu einem roten, gelben oder himmelblauen Dächlein geworden, das den grauen Tag verzubern kann.

Auf den «Gabenrodeln», die junge Paare für ihren Haushalt aufstellen, pflegt man oft den Laden, das Dekor und womöglich auch den Preis des gewünschten Gegenstandes aufzuschreiben. Das ist an und für sich begreiflich, damit die Bestecke oder die Tassen, die immerhin ein gutes Lebensmittel aushalten sollten, auch dem eigenen Geschmack entsprechen. Bei Weihnachtslisten jedoch sollte man auf allzu genaue Angaben verzichten, und dem Geber die Freude lassen, nach eigenem Gutdünken auszusuchen.

Wer sich also dieses Jahr hinsetzt und einen Abend lang an der Feder kaut, um die Weihnachtswunschliste aufzustellen, der denke daran, dass er der Freude des Schenkens auf seine Art Rechnung tragen soll. Der Geber wird ihm dafür dankbar sein!

V A T E R M A R T I N

Vorwort. Diese Erzählung hat eine merkwürdige kleine Geschichte. Ohne Wissen und ohne den Namen ihres französischen Verfassers wurde sie ins Englische übersetzt und kam in Russland auch Graf Tolstoi unter die Augen. Sie gefiel ihm so sehr, dass er sie mit einigen Veränderungen und Zusätzen, dem dortigen Volksleben angepasst, ins Russische übertrug und ebenfalls ohne seinen Namen mit eigenen Erzählungen veröffentlichen liess.

Durch ein Versehen des Verlegers wurde die Erzählung später unter anderem Titel in Tolstois Gesamtwerk aufgenommen und galt auf diese Weise als von ihm geschrieben.

In einem Brief, der dem Band allegorischer Erzählungen von R. Saillens, dem wirklichen Verfasser, vorangestellt ist, bezeichnete Tolstoi «Vater Martin» als eine wunderbare Geschichte, die zu seinem grossen Bedauern nun ihm zugeschrieben werde. Der Uebersetzer

Wer sollte ihn nicht kennen, den alten Schuhmacher Martin, der im ältesten Stadtteil von Marseille am Markt wohnt und dort in seiner kleinen Bude alles vereint: Werkstatt, Küche, Wohn- und Schlafstube. So haust er, weder reich, noch arm und sohlt die Schuhe für das ganze Viertel. Wenn *ihr* ihn nicht kennt, nun, die Schuljugend, die täglich wie ein Bienenschwarm an seinem Häuschen vorbeischnurrt, die gehört zu seinen nächsten Bekannten. Für sie alle flickt er ja und weiss genau, wo der Schuh sie drückt.

Man erzählt sich, der Alte sei fromm geworden, und seitdem hat sich bei ihm manches geändert: er besucht am Sonntag den Gottesdienst, dafür vermissen ihn seine Kameraden abends im Wirtshaus. Er tut seine Arbeit wie ehemals, aber er schaut einem freundlicher und zufriedener ins Gesicht als früher. Oft sieht man ihn, seine Hornbrille auf der Nase, am Tisch sitzen und aufmerksam lesen.

Vater Martin hat allerlei Unglück hinter sich. Vor mehr als zwanzig Jahren hat er seine Frau verloren, und sein Sohn, der als Matrose aufs

Meer hinausfuhr, ist seit zehn Jahren nicht mehr heimgekommen. Von seiner Tochter spricht er nie, und wenn man nach ihr fragt, schüttelt er nur den Kopf, und dabei gleitet wohl ein Schatten über sein Gesicht. Doch scheint er über alledem ruhig geworden.

Es ist Heiliger Abend. Draussen herrscht Kälte und Feuchtigkeit, aber Martins kleine Stube ist behaglich durchwärmt. Er hat Feierabend gemacht und seine Suppe gegessen; der Ofen brummt seine Weise, während der Schuster, sein aufgeschlagenes Buch vor sich, im Strohsessel sitzt und liest. — «Und sie hatten keinen Raum in der Herberge», hiess es da. «Keinen Raum», wiederholte er laut, «keinen Raum für ihn?» — Er schaut sich in der Kammer um. — «Ich hätte wohl Platz für ihn gehabt, wo ich doch ganz allein bin und für niemand mehr sorgen kann. Ach, dass er nicht zu mir kommt! Wenn heute die erste Weihnacht wäre, wo der Herr geboren würde, ob er dann in meine Bude hereinkommen möchte?» überlegt er weiter. «Wie würde ich es dann anfangen, dass er meine Anbetung und meine Liebe spürte? Und was könnte ich ihm zum Geschenk machen, wie die Weisen aus dem Morgenland mit ihren Schätzen? Das waren freilich reiche Fürsten. Von den Hirten wird nichts dergleichen erzählt, und sie hatten ja auch nicht Zeit, um dem himmlischen Kind etwas in seine Krippe zu legen. . . . Oh, nun weiss ich doch, was ich ihm gäbe!» Und mitten in seinem mehr oder weniger folgerichtigen Selbstgespräch erhob sich der Alte, ging zum Bücherbrett und langte ein sorgsam verpacktes Pärlein Schuhe herunter. — «Diese hier würde ich ihm schenken, mein Meisterstück! . . . Aber was fasle ich da eigentlich zusammen», lächelte er dann. «Als ob der Heiland mein Stübchen und meine Schuhe brauchte!»

In seine Betrachtungen versunken, lehnte Martin sich in den Sessel zurück. Auf der Gasse wurde es zusehends lauter, schon läutete da und dort eine Abendglocke. Der Greis aber rührte sich nicht, er war eingeschlafen.

«Martin», sagte da eine Stimme neben ihm. «Martin», du wolltest mich gerne sehen, nun, so schau morgen den ganzen Tag durchs Fenster nach mir aus, dann wirst du mich vorübergehen sehen. Du musst aber gut aufpassen, denn ich werde mich dir nicht zu erkennen geben.»

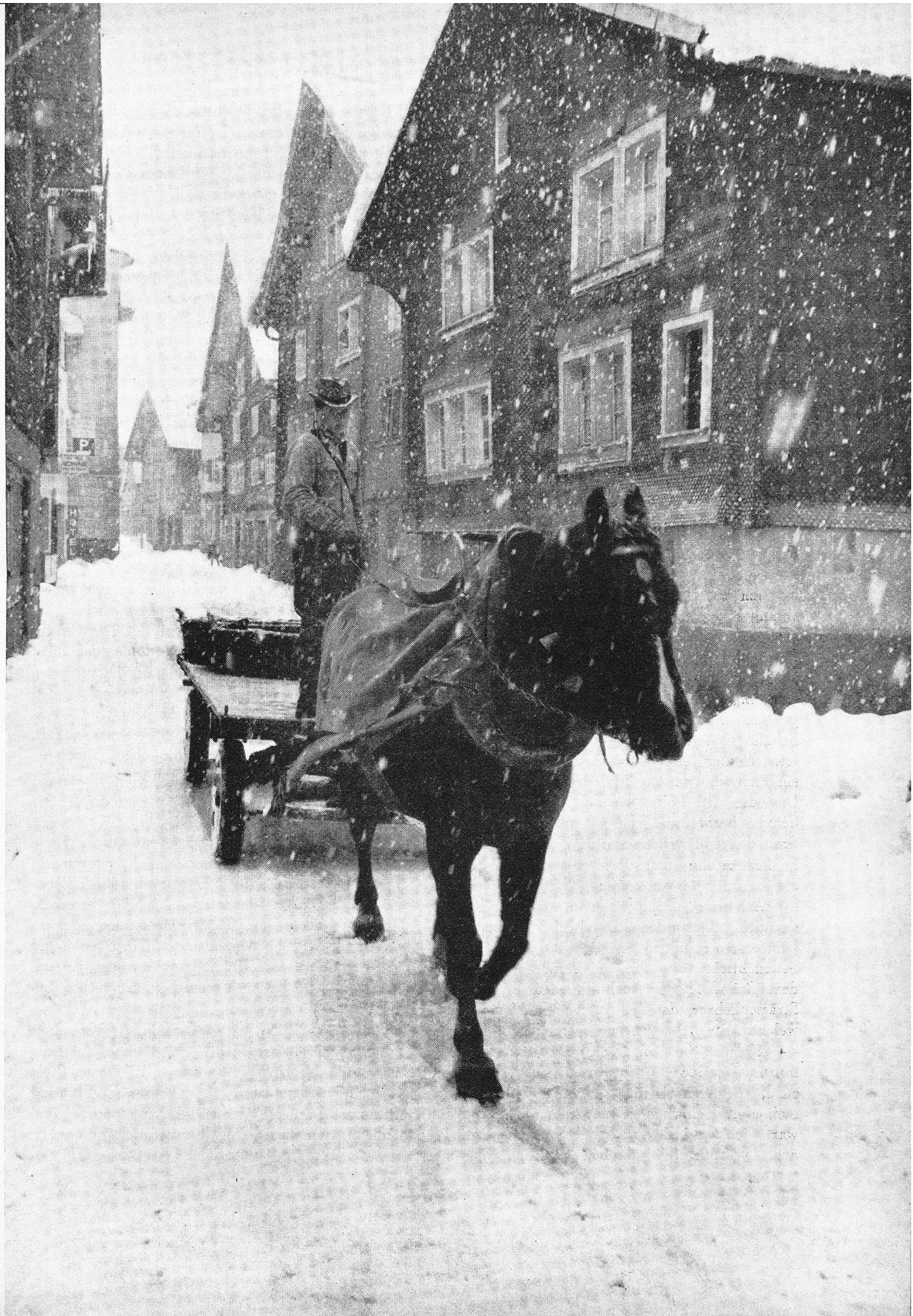
Der Alte rieb sich die Augen. Seine Lampe war ausgegangen, und von den Türmen schlug es Mitternacht. Die heilige Nacht war angebrochen. —

«Das war der Herr», dachte er voll Ehrfurcht. «Und er will an meinem Häuschen hier vorbeikommen! Vielleicht habe ich nur geträumt, aber was tut's, ich will auf ihn warten.» Und voll heimlicher Vorfreude legte sich Vater Martin zur Ruhe nieder.

Lange vor Tag brannte das Lämpchen des Schusters. Er legte Kohlen aufs noch glimmende Feuer, kochte Kaffee, räumte seine Stube auf und begab sich dann an seinen Fensterplatz. Er musste ja vom ersten Tagesgrauen an die Vorübergehenden beobachten. Langsam hellte sich der Himmel auf, und Martin sah als ersten den Strassenkehrer daherkommen, doch beachtete er ihn kaum. Er hatte ja anderes zu tun. Indessen musste es sehr kalt draussen sein, denn die Fensterscheibe lief fortwährend an, und der Mann auf der Strasse suchte sich durch energisches Kehren warmzuhalten. Als das nicht zu helfen schien, trat er heftig von einem Fuss auf den andern und schwang die Arme auf und ab. — «Der arme Kerl friert», dachte Martin, und vom Festtag merkt er auch noch nichts. Ich will ihm Kaffee geben. «Und er klopfte ans Fenster. Der Strassenfeger drehte sich um, und als er den Schuhmacher hinter der Scheibe gewahrte, kam er herbei, und Martin öffnete die Tür. — «Kommt herein, und wärmt euch ein wenig», sagte er. «Wollt ihr eine Tasse Kaffee?» — «Das wäre nicht schlecht», rief der andere. «Es ist eine Hundekälte! Man meint, man sei in Russland.» — Rasch schenkte Martin ein, wandte sich darauf zu seinem Platz zurück und schaute die ganze Strasse und den Markt hinunter, ob niemand vorbeigegangen wäre. — «Was seht ihr denn immer so aus dem Fenster?» fragte nach einer Weile der Mann vom Ofen her. — «Ich warte auf den Herrn», gab Martin zurück. — «Auf euren Herrn? Arbeitet ihr denn nicht für euch selber? Eine merkwürdige Stunde für einen Herrn, um seine Arbeiter aufzusuchen, bevor es Tag wird! Und wir haben doch Feiertag.» — «Ich meine einen andern Herrn, der heute kommen will, es ist der Herr Christus», war die Antwort. Und der Alte gab mit einigen Sätzen die Weihnachtsgeschichte wieder und fügte hinzu, was sich am Abend begeben hatte. Sein früher Gast machte grosse Augen. — «Ich kann ja nicht glauben, dass

Zu nebenstehendem Bild: Winter wird's

Foto H. P. Roth



ihr den Herrn sehen werdet, aber wenn ihr mir euer Buch da leihen wolltet, möchte ich gern darin lesen», meinte er schliesslich. — «Da nehmt es», erwiderte Martin freundlich, «heute habt ihr ja Zeit.» — Mit vielen Dankesworten bot ihm der Strassenkehrer die Hand, indem er die Bibel in seiner weiten Rocktasche barg und versprach, sie bald wieder zu bringen. Dann ging er und liess den Alten, das Gesicht dicht an der Scheibe, wieder allein.

Ein paar verspätete Betrunkene kamen des Wegs, Händlerinnen zogen ihre Wägelchen vorbei; sie mussten auch heute ihre Kunden mit dem Nötigen versorgen. Der Schuster kannte sie zu gut, als dass er sich weiter um sie gekümmert hätte. Aber später am Vormittag fiel ihm eine junge, ärmlich gekleidete Frau mit einem Kind an der Hand auf. Sie mochte ihn an seine Tochter erinnern, denn er machte ohne weiteres die Tür auf und bedeutete der Erstaunten, sie möge hereinkommen. — «Sie sehen schlecht aus», begrüßte er sie. — «Ich gehe ins Krankenhaus und will nur hoffen, dass man mich und das Kind aufnimmt», entgegnete sie. «Mein Mann ist auf dem Meer, und ich warte schon drei Monate auf ihn. Er kommt so gar lange nicht, und nun bin ich krank geworden und kann nichts verdienen.» — «Arme Frau. Wollen Sie etwas essen und sich wärmen? Nicht? Aber da steht noch meine Milch, die soll der Junge haben. Komm her, Kleiner. Du siehst ja ganz unternehmend aus — aber nicht einmal Schuhe hast du an?» — «Er hat keine», sagte seine Mutter leise. — «Warten Sie, ich habe da ein Paar, die werden ihm gerade recht sein?» — Und der Alte holte, wie am Abend, die kleinen Schuhe herbei und zog sie, obwohl es ihm die Frau dankend wehren wollte, dem Bürschlein an. Es kostete ihn aber doch einen stillen Seufzer, als er sich nun von seinem Meisterstück trennte. — «Ach was», dachte er dann, «für wen soll ich sie noch aufheben?» — Damit ging er wieder zum Fenster, wo er mit so ängstlicher Miene nach allen Seiten blickte, dass ihn die Fremde erstaunt nach dem Grund fragte. Auch ihr sagte er, wie dem Strassenkehrer, dass er auf seinen Herrn warte, welche Antwort sie ebenso befremdete wie jenen. — «Kennen Sie den Herrn Christus?» fügte er hinzu. — «Gewiss», antwortete sie, sich bekreuzend, «es ist noch nicht so lange her, dass ich meinen Katechismus gelernt habe.» — «Auf ihn warte ich.» — Zuversichtlich sprach Martin es aus. — «Und Sie glauben wirklich, dass er

kommt? Wenn das wahr wäre, wahrlich, da bliebe ich gern hier, um mit Ihnen zu warten ... Aber es kann ja nicht wahr sein, und ich muss doch weiter!» — «Nehmen Sie dieses Büchlein mit» — Vater Martin reichte ihr ein Neues Testament —, und lesen sie es aufmerksam durch. Es wird nicht ganz so sein, als sähen Sie den Herrn, aber doch beinahe.» — Mit zweifelnder Miene fasste die blasse Frau nach dem Bändchen, um sich dann, viele Male dankend, zu verabschieden.

Stunde um Stunde verrann, der Ofen brummte sein Liedchen weiter, und Martin schaute noch immer die Strasse entlang. Der Herr kam nicht. Wohl war ein junger Priester mit blondem Haar und blauen Augen vorübergegangen, der hatte ausgesehen wie der Herr auf den Bildern in der Kirche. Aber durch die dünne Scheibe hatte der Schuhmacher ihn sein «Mea culpa» murmeln hören, und Christus konnte sich nicht einer Schuld bezichtigen. Junge Leute, Greise, Matrosen, Arbeiter, Frauen, Kinder, schöne Damen sah Martin draussen wandeln oder vorbeieilen, zuweilen sprach ihn auch ein Bettler an. Aber der Herr kam nicht.

Vater Martins Hoffnung drohte zu schwinden. Seine Augen waren müde geworden. Schon lag Dämmerung auf dem Platz, denn der Tag schwindet rasch im Dezember. Schon glomm das Licht der Strassenlaternen auf und wurden einzelne Fenster hell, und sicherlich wurde nun in den Küchen der Truthahn, das althergebrachte Weihnachtsgericht der Marseiller, aufs Feuer gesetzt. Endlich kam, von undurchdringlichem Nebel begleitet, die Nacht und es war unnötig, am Fenster zu bleiben, denn die wenigen Vorübergehenden verloren sich unerkannt im Dunkel.

Traurig ging Martin zum Ofen und bereitete sein bescheidenes Abendbrot. — «Es ist nur ein Traum gewesen», sprach er zu sich selbst, «aber ich glaubte so fest daran.» — Nachdem er gegessen hatte, suchte er sich wiederum den wunderbaren Bericht von den Hirten auf dem Feld und von der Geburt des Heilandes vor Augen zu stellen, doch seine grosse Traurigkeit verwischte ihm die Bilder.

Mit einem Male war das Stübchen von einer seltsamen Lichtflut erfüllt, und ohne dass die Türe sich geöffnet hätte, stand die enge Bude voller Menschen. Der Strassenkehrer war da, und die blasse Frau mit ihrem Bübchen stand da, und beide fragten ihn: «Hast du mich nicht erkannt?» Dann kamen die Bettler, denen er etwas geschenkt,

Nachbarsleute, denen er ein gutes Wort gesagt hatte, Kinder, mit denen er freundlich gewesen war, und alle fragten sie: «Hast du mich nicht gesehen?»

«Aber wer seid ihr denn alle?» rief Vater Martin in höchster Verwunderung. —

Da vernahm er die sanfte Stimme eines zuhinterst Stehenden. — «Du lieber Martin», hörte er den Fremden sagen, «wer wir sind, das weisst du wohl, denn manches Mal hast du es ja von uns gelesen: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt . . . Denn was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan . . .»

Deutsch von K. Fender

Rico Romegialli

L I C H T R E F L E X E

Er stand auf der grossen Brücke und blickte wehmütig in die schwarzen Wellen, die ein beglückendes Mosaik von farbigen Lichtern widerspiegelten. Beglückend, ja . . . aber er konnte dennoch nicht recht glücklich sein. Der trotzige Versuch eines Lächelns misslang ihm.

Es war eine kleine Fläche inmitten des flimmernden Wasserspiegels ein kleines Dreieck von leuchtenden Punkten, das ihn faszinierte und zugleich seine Traurigkeit hervorrief, die Spiegelung eines Weihnachtsbaumes mit elektrischen Kerzen, der von der Stadtverwaltung als Kunder der Adventszeit aufgestellt worden war. Diese Reflexe erinnerten ihn daran, dass er zum erstenmal Weihnachten ganz allein feiern würde, allein in einer fremden Stadt. Da er erst vor wenigen Wochen hierhergekommen war, hatte er noch kaum Gelegenheit gehabt, Bekanntschaften zu schliessen.

Jetzt stand er also auf der grossen Brücke. Um ihn herum brandete der Grosstadtverkehr, Men-

schen, viele Menschen. Für ihn aber waren diese Menschen unnahbar, und er hätte doch so gerne mit ihnen gesprochen, hätte so gerne teilgenommen an ihrer vorweihnächtlichen Freude. Durch den Nebel konnte er sehen, wie sich jenseits der Brücke undeutlich schwarze Schatten durch die erleuchteten Rechtecke der Ladedüren bewegten. Er wäre so gerne einer von den Schatten gewesen, hätte so gerne mit ihnen die Begeisterung über ein erstandenes Geschenk geteilt! Doch er hatte niemanden, dem er persönlich ein Geschenk überreichen konnte, niemanden, der ihm mit strahlenden Augen dankte.

Was waren im Vergleich zu dieser unmittelbaren Freude die Dankeszeilen von zu Hause? Was waren die Pakete, die ihm die Post vielleicht bringen würde, gemessen an einer Gabe, die in hellblauem Weihnachtspapier, mit Goldbändern zugeschnürt, unter dem Leuchten eines würzig duftenden Tannenbäumchens läge, für die man sich mit einem Händedruck, einem Kuss bedanken könnte?

Er war verzweifelt, beinahe hätte er geweint. Im letzten Augenblick kam ihm in den Sinn, dass Männer eigentlich nicht weinen sollten. Deshalb konzentrierte er sich wieder auf das Farbenspiel der Lichtreklamen im nachtdunklen Wasser, um sich am Genuss dieses überwältigenden Anblicks zu trösten. Wie hilfesuchend griff seine Hand in die Manteltasche; sie stiess auf etwas Weiches, Rundes, eine Mandarine. Gerührt lächelnd betrachtete er diesen sympathischen Weihnachtsboten und schickte sich an, ihn zu schälen, als er hinter sich Kindergeplapper hörte und sich umwandte. Aus dem Nebel hob sich ein ganz kleiner Schatten ab, der einen zweiten, grösseren nach sich zog. «Schau, Grossmama, der Mann da hat eine Mandarine! Bekomme ich auch eine? Bitte, bitte! . . .» — «Ich habe jetzt keine», antwortete die Grossmutter bedauernd. Da gab es für ihn kein langes Ueberlegen — die begehrte Frucht wechselte rasch aus einer grossen Männerhand in eine kleine, und zwei überglickliche Kinderaugen dankten blitzartig den freundlichen, ein wenig gerührt blickenden Augen eines jungen Mannes, der durch eine Armbewegung das Gefühl des Verlassenseins und damit sein ganzes Unglück überwinden konnte.

Er stand auf der grossen Brücke und schaute lächelnd in die schwarzen Wellen, die ein beglückendes Mosaik von farbigen Lichtern widerspiegelten.